

I. Chorographie und Geschichte.

1. Ueber die römischen Bauwerke im Triertischen.

Bei den verschiedenen Ansichten, die neuerdings über unsere Baureste aus der Römerzeit ausgesprochen sind, könnte es auffallend erscheinen, dass das bedeutende Zeugniß eines Mannes unbeachtet geblieben ist, der durch umfassende Gelehrsamkeit, grossen kritischen Scharfsinn und die genaueste Kenntniß des Alterthums seine Zeitgenossen überragte und um so mehr ein begründetes Urtheil abzugeben im Stande war, da er während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Rom die Ruinen der grossen Vorzeit einem allgemeinen Studium unterzogen hatte. Wie sehr sich *Niebuhr*, denn von ihm kann hier nur die Rede sein, in die alte weltbeherrschende Stadt eingelebt, wie vertraut er mit ihren Oertlichkeiten und Bauwerken sich gemacht hatte, ist allgemein bekannt, und zeigt zur Genüge jedes Blatt seines Geschichtswerkes, besonders im ersten Bande. Auf einer Reise, die er im Jahre 1827 mit dem Prof. Hn. *Brandis* hierher unternahm, fesselte ihn die ausserordentliche Anmuth der Gegend und der klassische Boden der Art, dass er mit dem Gedanken umging, hier sich niederzulassen, falls sein Herzensfreund, der Graf *de Serre*, sich entschliessen könnte, nach der Vaterstadt Metz zurückzukehren. Das Glück ist uns nicht beschieden gewesen den grössten Geschichtschreiber seiner Zeit zu unsern Mitbürgern zu zählen, und wir entbehren die Vor-

theile, die hieraus für die Erforschung und Bestimmung unserer antiken Ueberbleibsel hervorgegangen wären. Ueber diese Reise nun berichtend drückt er sich in einem Briefe an die Hensler (Nr. 552.) also aus: „Die Ruinen sind sehr bedeutend, und für den Antiquar lehrreich, indem man daran sieht, wie ganz verschieden zur nemlichen Zeit zu Rom und in den Provinzen gebaut ward. —“ In einem andern an Savigny (Nr. 553.) heisst es: Ich war vor vierzehn Tagen zu Trier und lebhaft eingedenk, wie ich Unwissender zuerst von Ihnen über die dortigen Ruinen gehört. Diese haben mich sehr interessirt, auch durch das Räthselhafte der porta nigra, welche ich indessen ohne alles Bedenken in das dritte Jahrhundert nach Christus setze, wohin auch das Monument von Igel gehört.“ Diese Aussprüche des grossen Alterthumskenners sind zu merkwürdig, als dass wir es uns versagen könnten, auf dieselben etwas näher einzugehen. Die Verschiedenheit, wovon in der ersten Stelle die Rede ist, die zwischen den zu Rom und in den Provinzen zur selben Zeit aufgeführten Gebäuden bestehe, ist wohl eben so sehr von dem Stil und dem Charakter der Bauformen, als von der Art, wie das Mauerwerk construiert ist, zu verstehen. In ersterer Beziehung ist es bekannt, dass man überall in dem weiten Umfange des römischen Reiches an der einmal gegebenen Grundform für jedes Gebäude festhielt und nur in den Einzelheiten bei der Ausführung dem Baumeister freiere Hand gestattete. Damit war jedoch Spielraum genug für nicht unbedeutende Verschiedenheiten und selbst Abweichungen gegeben, die durch die vorhandenen Mittel, die Oertlichkeit, das Bedürfniss herbeigeführt wurden. So bestand die Basilica im Wesentlichen aus einer länglichen Säulenhalle, aber diese finden wir nicht selten, ja gewöhnlich, bald durch einen, wie an der unsrigen, bald durch zwei zurückspringende Halbkreise an den Schmal-

seiten verlängert¹⁾. So glaube ich auch bei den aufgedeckten römischen Häusern in hiesiger Gegend wahrgenommen zu haben, dass ihnen in der Regel das Atrium fehlt, das doch sonst, wie überall in Pompeji, den Haupttheil bildet, um den alle übrigen sich ordnen. Entschiedener wirkte noch die technische Bildung ein, so wie das Mehr oder Weniger der architektonischen Verzierungen und die Art, wie diese ausgeführt oder angebracht waren. Oeffentliche Bauwerke, die in Rom, und überhaupt in Italien, Griechenland, Asien, selbst im südlichen Gallien mit allem Aufwand von Kunst und Luxus von den ersten Künstlern prachtvoll und grossartig aufgeführt erscheinen, finden wir in andern Provinzen oft in unbedeutendem Umfange wenig oder gar nicht ausgeschmückt dargestellt. Dieses stellt sich heraus bei der Vergleichung unseres Amphitheaters mit denen zu Nismes, Verona oder dem flavischen zu Rom. Endlich konnte es wohl nicht ausbleiben, dass durch einige verwendete Baustoffe oft Besonderheiten und durch lokale Eigenthümlichkeiten, woran man festhielt, nicht selten Fremdartiges sich in die baulichen Formen eindrängte, wodurch sich, um mich eines grammatischen Ausdruckes zu bedienen, Barbarismen in die reine Latinität einschlichen. In wie fern dieses bei den gallischen Bauwerken, wozu wir auch die unsrigen zählen, der Fall gewesen ist, und welche Veränderungen diese in den verschiedenen Perioden erlitten haben, hat *de Caumont* für Einiges nachzuweisen versucht.

Wie gross nun auch in dieser Hinsicht die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit trotz des allgemein befolgten herkömmlichen Grundrisses ist, die wir an den römischen Gebäuden in den einzelnen Ländern wahrnehmen, so stimmen doch alle insgesamt sowohl untereinander,

1) Man vergl. die Pläne in *Bunsens* römischen Basiliken und in einem hierher gehörigen Aufsätze der *Revue Britannique*, Octobre 1845.

als auch mit den in Rom befindlichen darin überein, dass sie mit einer Festigkeit und Dauerhaftigkeit ausgestattet wurden, die ihr Bestehen auf lange Zeit sicherte. Treten doch jetzt noch, nach fünfzehn Jahrhunderten, die Mauern so frisch und unversehrt aus der Erde, als wäre so eben erst der Verputz angelegt, oder die Ausfugung vollendet worden. Diese erstaunenswerthe Solidität verdanken sie aber der riesigen, mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Fundamentierung, dem vortrefflichen Material, dem sorgfältig zubereiteten Mörtel und der eigenthümlichen, von der jetzigen ganz abweichenden Constructionsart der Mauern. Als Stein-Material verwandte man in hiesiger Gegend Ziegelplatten, seltener Ziegelsteine, die härteren Sandsteine und am häufigsten Kalksteine, worunter wir hier und da auch Kalktuffsteine finden. Basalt findet sich lediglich an den Brückenpfeilern gebraucht. Jede Steinart verwendete man, mit Ausnahme der Ziegel, für sich allein, und nur die ehemalige²⁾ Ruine von Conz bestand aus einem seltsamen Gemisch verschiedenartigen Gesteines. Unbehauene Sandbruchsteine, woraus man gegenwärtig die Häuser hier zusammenklebt, finden wir nie angewendet, Schiefer, ausser in den Fundamenten, höchst selten, behauene Sandsteine mit Mörtelverbindung nur bei dem noch sehr zweifelhaften Mauerwerk am Markusberg. Zu dem Mörtel wurden, soweit sich die Bestandtheile erkennen lassen, Fluss- oder Grubensand, Ziegelmehl oder Ziegelstückchen, und der nach einem ganz besonderen Verfahren in verdeckten Gruben allmählig abgelöschte Kalk in bestimmten Verhältnissen, wie *Vitruv* sie angibt, gemischt. Er ist felsenfest verhärtet und hängt den

2) Es ist uns nicht gelungen, diesen merkwürdigen Baurest der Zerstörung zu entreissen, da er mit Ausschluss eines kurzen Stumpfes, der wohl in diesem Jahre verschwinden wird, ganz ausgebrochen und vertilgt ist.

Steinen, die er verbindet, so fest an, dass sie nicht abzulösen sind. Die einzige Ausnahme bildet die Villa zu Fliessem. Hier zeigt sich der Mörtel so verwittert und aufgelöst, dass es, wie viele Sorgfalt und Kosten die Königliche Regierung auch auf die Erhaltung verwendet, schwerlich gelingen wird den gänzlichen Verfall der Mosaikböden und Substruktionen zu verhindern. Diese Verwitterung des Mörtels ist aber nicht allein dem Einflusse des ein- und zerfressenden Regen-, Schnee- und Quellwassers, sondern eben so sehr und mehr noch der weniger sorgfältigen Zubereitung desselben zuzuschreiben. Deswegen möchte ich, besonders da noch andere nicht unerhebliche Gründe hinzukommen, dieses Gebäude in die letzte Zeit der römischen Herrschaft setzen. Das Mauerwerk finden wir in vierfacher Weise aufgeführt. Diejenige, welche in constructiver Hinsicht am meisten auffällt, nennen wir hier zuerst. Steinblöcke, deren sich berührende Flächen sorgfältig behauen und wahrscheinlich abgeschliffen sind, liegen ohne Mörtel auf einander, sind jedoch durch Klammern von Aussen oder von Innen verbunden. So ist die Porta, so sind die Brückenpfeiler, das Iglor Monument und die Gewölbe an den Eingängen zum Amphitheater gemacht. Diese Structur, welche an die der etruskischen und pelasgischen Mauern erinnert, musste *Niebuhr* vor Allem befremden und ihm räthselhaft erscheinen, besonders da er die gallischen Alterthümer³⁾ weniger kannte. Möglich ist es auch, dass er zugleich, wie *de Caumont*, über die Bestimmung des Gebäudes, worüber jetzt wohl kein Zweifel mehr sein kann, noch schwankend war. Die zweite Art ist das von *Plinius*

3) In wie fern diese Bauart in Italien und den andern Provinzen in Anwendung kam, ist mir unbekannt; dass sie aber in Gallien für grössere Werke nicht selten war, beweisen die Amphitheater zu Nisme und Arles, der Triumphbogen zu Saintes, das Andreasthor zu Autun, die Stadtmauern von Mans, Tours, Orleans und Auxerre, die Heidenmauer auf dem Odilienberge.

näher beschriebene Diamicton. Nach Aussen aus würfelförmig behauenen Steinen mit der grössten Regelmässigkeit aufgeführt, ist das Innere dieser Mauern mit Bruchsteinen und Mörtel ausgefüllt. Dergleichen Gussmauern sehen wir am Amphitheater, zum Theil an den Bädern und sonst. Eine dritte Gattung bilden die Ziegelmauern mit Mörtellagen von gleicher Stärke wie die Ziegel. In dieser Weise sind die Mauern an der Basilica und die oft mehrfach übereinander gesetzten Bögen an den Bädern. Aus der Vereinigung der beiden zuletzt genannten Orten ging endlich die vierte, das Emplecton des *Plinius* und *Vitruv*, hervor, die wir nicht nur bei dem grössten Theil der Mauern an den Bädern, sondern auch sonst häufig angewendet finden. Es sind dieses nämlich Kalksteinmauern mit zwischengeschobenen Ziegellagen, die sehr selten in bestimmten Zwischenräumen wiederkehren und dem Mauerwerke grössere Festigkeit und eine besondere Zierde geben sollten. Bei den Wohnhäusern tragen die Mauern, die gewöhnlich nach der zweiten oder vierten, sehr selten nach der dritten Art construiert sind, im Innern, nach Aussen nie, einen Bewurf, der oft in mehreren Lagen, wobei der Mörtel mit immer feinerem Sande gemischt erscheint, stark angetragen, spiegelblank abgeglättet und gewöhnlich stark roth angestrichen ist. Diese Farbe zeigt sich, wie die andern, an den recht geschmackvollen Einfassungen, unzerstörbar, und es lohnte sich wohl der Mühe sie näher zu untersuchen. Bei den kürzlich ans Licht gekommenen Resten vor dem Barbeler Thore hatte man, wohl um der Feuchtigkeit zu begegnen, in dem einen Raume erst eine 4" dicke Ziegelwand vorgebaut, und diese noch mit einem eben so starken Verputz bekleidet. Die Fussböden sind insgesamt geestrich und ruhen, wenn die Räume unterirdisch heizbar waren, auf viereckigen oder runden Ziegelpfeilerchen, worüber Ziegelplatten als Grundlagen gebreitet sind. Aber auch selbst wenn dieses nicht

der Fall ist, finden wir oft, dass der Estrich, um ihn recht trocken zu legen, auf einer gewölbartigen Unterlage sich befindet. Zur grössern Dauerhaftigkeit diene es, den Estrich in zwei Schichten aufzutragen. Der Mörtel der unteren ist alsdann mit gröberem Kies und Ziegelstücken versetzt, der der oberen, die von der anderen zuweilen durch Ziegelplatten getrennt ist, hat feinen Sand und Ziegelmehl als Zuthat und ist oben glatt abgerieben. In den Häusern der Vornehmeren waren, wie in Fliessem, diese Fussböden in den Hauptzimmern mit musivischer Arbeit geziert, zuweilen auch mit Marmor belegt. So wurde kürzlich ein solcher Marmorboden in den Ruinen vor dem Barbeler Thore gefunden, an welchem die Platten jedoch eingedrückt und zerbröckelt waren. Diese Fliesen haben eine Dicke von einem Zoll, sind in verschiedenen Formen von verschiedener Grösse geschnitten und bestehen aus Marmor und Porphyr von den mannigfaltigsten Farben. Mit dünneren Tafeln von demselben Material mögen nicht selten die Wände bekleidet sein, wie sich dieses aus den vielfach aufgefundenen Bruchstücken zu ergeben scheint. Eine Sammlung der im Trierischen zu Fliesen beiderlei Art, zu Gesimsen und anderen Ornamenten verwendeten edlern Steinarten besitzt die Gesellschaft für nützliche Forschungen, eine zweite viel reichhaltigere und wohl geordnete der Geheime Regierungsrath von Coeverden. Die zahlreichen aus verschiedenen Bauresten hervorgezogenen Alabaster-, Marmor-, Porphyr-, Granit-, und Basalt-Fragmente, welche uns in denselben vor Augen liegen, liefern den Beweis, dass wie in Rom so auch hier seit Hadrians Zeiten in der Ausschmückung, wenigstens des Innern, die antike edle Einfachheit durch einen übertriebenen und bizarren Luxus des Materials verdrängt worden war, und das Bestreben vorwaltete, entweder durch schwer zu bearbeitende oder durch seltene prunkende Steine von den verschiedensten Farben

Absonderliches und in die Augen Fallendes herzustellen. Dass dieses Unterordnen der Form unter das Material als Zeichen des gesunkenen Geschmacks anzusehen sei, ist bereits von *Gerhard* und *Schnaase* bemerkt worden. — Die Wohnhäuser scheinen in der Regel einstöckig gewesen zu sein, in der Weise, dass das Erdgeschoss aus soliden Steinmauern, [der darüber befindliche Stock aus Fach- und Flechtwerk aufgeführt war. Nur so können wir uns die völlige Zerstörung aller, nur so die grosse Menge Holzasche erklären, die sich in den Ruinen findet. Bei der räumlichen Eintheilung mag man die bequeme Benutzung jedes Zimmers nicht vorzüglich berücksichtigt haben, wenigstens treffen wir fast in jedem Hause verhältnissmässig viele Kammern und kleinere Gelasse an, deren Verbindung mit den anstossenden Gemächern nicht zu ermitteln ist. Wie die Beleuchtung des Innern eingerichtet war, lässt sich nicht mehr bestimmen, da die Mauern zu tief abgebrochen sind und selten eine Höhe von 1 — 2 Fuss über den Fundamenten haben. Das Dach bestand aus grossen röthlichen, hart gebrannten Ziegelplatten (*tegulae*), an deren längeren, abwärts aufgehängenen und genau aneinander schliessenden Seiten der Rand 1 Zoll breit emporstand. Die Firste war mit Hohlziegeln (*imbrices*)⁴⁾

4) *Plin. H.* Nr. 35. 12. 46. Höchst wahrscheinlich ist es, dass die hervorstehenden Ränder, womit sich die Plattendiegele an ihren Langseiten berührten, ebenfalls mit ineinandergreifenden Hohlziegeln überlegt waren, um so das Eindringen des Schnees und Regenwassers durch die Fuge zu verhüten. Dieses scheint mir für unser missliches Klima nöthig gewesen zu sein, obgleich es bei dem italienischen Dache, welches *Schnaase* beschreibt, nicht vorkommt. Uebrigens war diese Deckung des Daches nicht römischen, sondern, worauf schon *Schnaase* hindeutet, wahrscheinlich griechischen Ursprungs und wurde in Rom statt der früher allgemein üblichen hölzernen Schindeln (*scandula, scindula*, woher das deutsche Wort) zu der Zeit eingeführt, als eine nähere Verbindung

belegt, die nach beiden Seiten übergriffen. In dieser ursprünglichen Anordnung fand man noch einen Theil der eingestürzten Bedachung in der Ruine zu Nirdal. Dass man diese Art die Gebäude zu decken aus Italien herübergenommen hatte, zeigt ein ganz ähnliches altrömisches Dach, das auf einem Landhause bei Ostia noch unzerstört zu sehen und von *Schnase* (Geschichte d. bildenden Künste II. pag. 56) beschrieben ist. Ob auch Schiefer, wie gegenwärtig in hiesiger Gegend fast ausschliesslich, verwendet wurde, möchte zweifelhaft sein, obgleich in den Ruinen eines kleinen Gebäudes, welches bei dem Amphitheater vor zwei Jahren aufgedeckt wurde, grosse Schieferplatten zum Vorschein kamen, die Nagellöcher hatten. Um die grosse Last zu tragen, musste der Dachstuhl nothwendig aus schwerem Gehölz fest zusammengefügt und mit dicken Bohlen, worauf die Platten ruhten, bekleidet sein. Antefixen und Stirnziegel haben sich bis jetzt weder ganz noch in Bruchstücken gefunden, woraus man schliessen muss, dass derartige Dachverzierungen hier nicht in Gebrauch waren.

Die Entschiedenheit, womit *Niebuhr* die Porta und das Igeler Monument in das dritte Jahrhundert n. Chr. setzt, verdient gewiss nicht minder alle Beachtung. Leider hat er uns die Gründe nicht angegeben, worauf sich sein Urtheil stützt. Eine nähere Untersuchung und Prüfung derselben erfolgt vielleicht zu einer andern Zeit, für jetzt genüge die Bemerkung, dass *Niebuhr* sicherlich an den Schluss des dritten Jahrh. dachte, also der Ansicht war, die Ausführung dieser Bauwerke falle mit der Zeit

mit den grossgriechischen Städten eintrat. Wann diese zweckmässige Abänderung in der Bedachung geschehen, ist uns genau bekannt aus folgender Stelle des *Plinius*: Scandula contectam fuisse Romam ad Pyrrhi usque bellum annis CCCCLXX Cornelius Nepos auctor est. H. N. 16. 10. 15.

zusammen, wo Trier als öfterer Aufenthaltsort der Kaiser, als Sitz des Präfekten von Gallien und anderer hohen Reichsbeamten angesehen und bedeutend wurde.

Diese Veranlassung benutze ich um noch Einiges zu berühren, wozu mir die Beurtheilung des *schmidtschen* Werkes in dem letzten Hefte der Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. Veranlassung gibt. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt daselbst, dass die von Hn. *Schmidt* ausgesprochene Ansicht über unsere Ruine am Altthor wenig Wahrscheinlichkeit habe, weil der Grundriss der späteren römischen Paläste mit dem der Lager übereingestimmt habe⁵⁾. Allerdings hat Hr. Prof. *Bock* in seiner Abhandlung über die Reiterstatue des Theodorich mit vielem Scharfsinne dargethan, dass der Palast des Diocletian zu Salona dem Feldlager nachgebildet sei, und sich diese Form auch in den Palästen des Constantin zu Byzanz und des Ostgothenkönigs Theodorich zu Ravenna zum Theil wieder erkennen lasse. Allein es scheint mir ohne andere unterstützende Gründe gewagt, hieraus zu folgern, dass man diesem Plan für die Folge immer treu geblieben sei, oder dass Diocletian nach einer überlieferten und für alle Imperatorensitze feststehenden Grundform den seinigen eingerichtet habe. Vielmehr sind wir anzunehmen berechtigt, der Fürst habe theils aus Vorliebe für den Ort, worin er seine grösste Lebenszeit verbracht hatte und zur höchsten Macht und Ehre emporgestiegen war, theils der grösseren Sicherheit in jenen bedenklichen Zeiten und jener einsamen Gegend wegen das Lager als Muster für seine Villa gewählt, die er dann auch lagermässig mit hohen Mauern und gewaltigen Thürmen befestigte. Die Herscherwohnungen mögen wohl eher in ihrer Disposition nicht wesentlich von den Domus der Vor-

5) Es erinnert dieses an *Heerens* Meinung, nach welcher zu der Geviertform der altasiatischen Städte auch das Lager jener Nomaden-Völker als Vorbild soll gedient haben.

nehmen abgewichen sein. Dieses lässt sich zwar nicht mehr aus noch vorhandenen nachweisen, da meines Wissens alle mit Ausnahme der einzigen diocletianischen von der Erde getilgt sind, wohl aber mit ziemlicher Gewissheit aus Sueton und andern Schriftstellern feststellen, bei denen für beiderlei Gebäude gelegentlich dieselben Wohnräume genannt und in demselben Zusammenhange unter sich angegeben werden. Jedoch werden die Kaiser noch weniger als die Privaten in starrer Nachahmung dem Herkömmlichen gefolgt sein, vielmehr sich mancherlei Abänderungen erlaubt und nach Laune und Gutdünken, wie dieses schon das goldene Haus des Nero und selbst die Villa des Diocletian beweisen, sich ihre Wohnungen eingerichtet haben. Über unsere in Frage stehende Ruine jedoch müssen nothwendig die Urtheile schwanken⁶⁾, da kaum ein Drittel ans Licht gezogen ist, das Übrige, meines Bedünkens der Haupttheil des Gebäudes, noch mit Schutt und Erde bedeckt einer genauen Prüfung sich entzieht⁷⁾. Je nachdem man sich nun dieses Verborgene dem offen vor Augen Liegenden entsprechend construirt denkt, wird auch die Ansicht über das Ganze verschieden sein. — Wenden wir uns nun nach einem andern Baudenkmale, das in der unmittelbaren Nähe des so eben besprochenen liegt, nämlich dem Amphitheater, zu. In meiner Abhandlung hatte ich die Meinung geäußert, der sich auch

6) Hypokausten, gewölbte Gemächer, einige Uebereinstimmung mit den Bädern des Caracalla haben hier wie zu Paris bei den römischen Bauresten neben dem Hotel de Cluny zuerst auf den Gedanken von Thermen geführt.

7) Nach Südosten hin schloss sich der Bau mit dem jetzt noch ersichtlichen Mauerwerk ab; wie weit er sich nach N. und S. mit dem, was unmittelbar und mittelbar dazu gehören mochte, erstreckte, bleibt wohl für immer ungewiss. Westwärts reichte er aber wenigstens bis zu dem jetzigen Bette des Weberbachs, da die Mauern unter die anliegenden Gärten weg nur wenige Fuss tief ausgebrochen sich bis dahin fortsetzen und in der Gerberei des Hrn. *Varain* unweit des Baches noch zum Vorschein kommen.

Hr. *Schmidt* anschloss, dass unter dem *Circus maximus*, den *Eumenius* erwähnt, wohl das Amphitheater⁸⁾ verstanden werden müsse. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt hiergegen, dass daran nicht zu denken sei, vielmehr nur ein eigentlicher *Circus* gemeint sein könne. Gegen diesen Einwurf wiederhole ich mit Hn. *Schmidt*, dass, wenn ein *Circus*, wie *Eumenius* ihn schildert, hier jemals bestanden habe, Spuren eines so gewaltigen Baues sich doch nothwendig irgendwo vorfinden müssten. Allerdings lag, was auch Hr. *Urlichs* erinnert und ich gerne zugebe, alsdann das flavische Amphitheater zu Rom dem Redner zur Vergleichung näher. Aber der übertreibende Panegyrist konnte, um *Constantins* Lob zu vergrößern, das Bedeutendere und Berühmtere schon des Zusatzes *maximus* wegen herbeiziehen. Vielleicht ist auch einer Art des Purismus, die in der Sprache des Rhetoren hier und da durchblickt, sogar die Uebersetzung des griechischen Amphitheatrum durch das lateinische *Circus* wohl zuzumuthen. Diese Gründe lassen es mich als sehr wahrscheinlich ansehen, dass der Ausdruck *Circus* von unserem Amphitheater gelte, besonders da die an beiden Seiten gegebenen Spiele unter dem gemeinsamen Namen *circenses* begriffen wurden, und desshalb leicht eine Verwechslung veranlassten, oder eine Vertauschung der Benennungen zuließen.

Schneemann.

8) Bekanntlich ist unser Amphitheater an der Abdachung eines Hügel in einem dazu ausgegrabenen oder erweiterten Kessel angebracht, an dessen Seiten die Sitzreihen emporstiegen. Dass diese Sitze zum Theil bestimmten Familien oder Corporationen zugewiesen waren, zeigt ein daselbst aufgefundener Sitzstein, worin das Wort *LOCVS* eingehauen ist. Dieses Wort findet seine Erklärung durch einen ähnlichen im Amphitheater zu Arles entdeckten Stein, auf welchem wir eine vollständigere Bezeichnung *LOCA DATA XXV* lesen. S. *Cours d'Antiquités Monum.* par M. de Caumont. t. III. pag. 472.